13. Oktober 1934 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 233

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(36. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Ist kein Unsinn, Kind. Man muß an alles denken. Hier im Mittelfach liegt mein Testament, Margot. Und" — er holte sein großes Schlüsselbund aus der Tasche — „siehst du, der kleine Schlüssel ist für die Ledertasche. Da findet Ihr alles . . ."

„Papa. Reg' dich doch nicht auf."

„Es regt mich gar nicht auf, Margot. Ich denke jetzt so viel daran. Einmal muß es ja doch sein. Nur daß dann keiner da ist, Margot, daß niemand da ist. Niemand für das Union-Hotel. Niemand für den Bayernhof. Das, Margot — das ist hart . . ." Nur stockend waren die letzten Worte gekommen, wie brüchig, wie zerhackt. Und nun warf sich der alte Mann plötzlich vornüber, begrub seinen weißen leuchtenden Kopf in seine Arme und weinte, weinte wie ein Kind.

Ratlos stand Margot. Zum Brechen weh war ihr ums Herz. An ihren Mann dachte sie, an Fritz, mit dem sie gekämpft hatte, sieben lange Ehejahre, den sie wieder zurückbringen wollte in das alte Kählsche Haus, zum ererbten Beruf. Und der doch im fremden Brot blieb, in fremder Arbeit — fremd, und wenn sie tausendmal voll Erfolges und voller Ehren war. Und nun lag der Vater hier, zusammengebrochen unter der Last der Arbeit und weinte.

Es schnürte Margot Kähl im Halse, es würgte sie. Schmerz war es und Furcht. Die Tränen kamen ihr, bittere, heiße Tränen.

Sanft beugte sie sich zum Schwiegervater, lehnte ihr Gesicht gegen sein weißes, volles Haar. „Vater," sagte sie leise, „Papa . . ." Ein Kämpfen war in ihr. Sie wußte nicht, wie sie die Worte formen, wie sie es sagen sollte. War es nicht noch zu früh? Und doch: würde es dem alten Mann nicht ein Trost sein?

„Du bist ja nicht allein, Papa. Ich bin doch hier, ich weiß doch auch Bescheid, ich kann helfen. Bin doch groß geworden im Hotelbetrieb. Ich halte das Union bis der Erbe da ist, Vater. Und der Erbe kommt. Ich habe es noch niemand gesagt, Vater, aber du sollst es wissen. Heute. Als erster . . ." Jetzt zitterte sie, bebte, schluchzte. „Ich erwarte, Vater. Ich trage ihn in mir — den Erben. Deinen Enkel. Ein Junge wird es, Vater." Und nun hob sich ihre Stimme, freudig wurde sie und ganz leicht. „Ein Junge. Ich weiß es. Ich fühle es. Ein Hotelkind, Vater, Großvater."

Sie schlang die Arme um Conrad Kähl.

Da richtete sich der Alte auf. In seinen Augen war ein Leuchten.

„Margot — Margot." Er zog sie an sich. Er hatte plötzlich wieder Kraft. „Nun wird es weiter gehen, Margot. Nun muß es weitergehen."

XI.

Axel Wrangel war nach Golmitz zurückgefahren. Er löste Christof ab und übernahm wieder seine Inspektorengeschäfte.

Christof blieb noch in Golmitz. Dem schönen Sommer war ein schöner Herbst gefolgt. Braungold und lichtgelb leuchtete der Buchenwald, und in all dem Farbenschimmer standen ernst und dunkel die Tannen. Drüben am Rande der Kahlen Heide war es wieder umgekehrt: am dunkeln Forstrand winkten und wehten die silberhell verfärbten Birken. Immer von neuem fielen Christof die gleichen Verszeilen ein:

„Birke, du mädchenhaft schlanke,
Schwankend am grünen Hag,
Lieblicher Gottesgedanke
Vom dritten Schöpfungstag."

Großvater hatte ihm den Kapitalen freigegeben. Viele Abende und manchen Morgen war er in der Brunftzeit draußen gewesen. Er hatte ihn orgeln hören und treiben sehen, hatte den wilden Liebeskampf und das heiße Liebesspiel beobachtet. Aber er hatte den Starken nicht gefällt. Er hatte nur dagesessen und gestaunt. Und gedacht: an Oberstdorf — den Kampf, an diese Waldecke hier — und das Spiel.

„Birke, du mädchenhaft schlanke . . ."

Es gab wohl doch zweierlei in der Liebe.

Wenn er dann abends heimkam, wieder und wieder ohne den schweißbedeckten Bruch, lächelte der alte Graf: „Ein leidlicher Landwirt scheinst du mir ja zu sein, Christof, aber mit der Jägerei scheint es noch zu hapern."

Er log: „Er ist ein heimlicher, Großvater, ein ganz gewiegter, alter Bursche. Er macht es einem schwer."

Wieder lachte der Alte: „In der Brunft? Nee, Christof, das kannst du mir nicht weis machen. Wer hinter der Liebe her ist, der verliert jede Vorsicht. Das ist beim Rotwild nicht anders wie bei den Menschen." Er blies den Rauch seiner Zigarre weit von sich. „Es stehen ja aber noch mehr Hirsche im Revier. Der Forstmeister hat mir allerlei erzählt: am Rosebruch ein guter Zehner, am Dachsgraben, dicht bei der Löschschanze, ein Zwölfer. Dann habe ich selber vom Wagen hinter Golzenaue einen Achter angesprochen, gegen die Berkenfelder Grenze zu, wo der Hafer stand, und auf der Friesenwiese wimmelte an den Ellern auch was herum. . . ."

„Ich kenne sie alle, Großvater."

„Und hast dich auf den einen versteift?"

„Das nicht, Großvater, aber . . ." Er zögerte.

„Was — aber?"

„Ich glaube nicht, daß ich dieses Jahr zu Schuß komme.“

Der Alte sog wieder an seiner Zigarre. Rauchwolken stiegen. Dann schmunzelte er. „Ich habe auch einmal solche Anwandlungen gehabt. Ja. Als ich aus Petersburg zur Brunft hierher kam. Da habe ich mir die Hirsche wie du nur angesehen und den Finger nicht krumm gemacht. Hm — hm . . . ., man hat schon so seine Zeiten. Der Wrangel wird es wohl nicht anders machen, wenn er zurückkommt.“

Und Wrangel machte es nicht anders. Er arbeitete tagüber auf dem Rentamt und draußen, wo sie bei der Rübenernte waren. Sie war überdies schwer und recht kümmerlich, die Wruken saßen wie eingemauert im Boden nach dem trocknen, heißen Sommer und gaben nichts aus. Und abends saß er mit Christof und dem alten Grafen am Kamin beim herben Ungar und erzählte von der Josephinenstraße.

„Wart Ihr auch bei Zimmers?“ fragte Christof.

„Natürlich.“

„Und wie haben sie dir gefallen?“

„Ausgezeichnet. Das heißt: der Geheimrat war nicht da. Aber die Mutter — ganz charmant. Und der Sohn, auch sehr nett, recht gescheut. Er zeigte Carla seine Pläne für den Neubau der Werke. Sehr interessant.“

„War Ruth nicht da?“

„Gewiß. Aber ich kannte sie ja schon.“

„Richtig. Du kanntest sie ja schon.“ Langsam sagte es Christof. Und der alte Herr paffte dazu.

Meist sprachen sie von landwirtschaftlichen Dingen. Dann waren immer zwei Fronten da: der alte Graf auf der einen Seite mit Stalldüngung, Pferdebetrieb und am liebsten noch mit Brache, Axel und Christof auf der andern, ganz modern, Maschinen, Traktoren, Kalk, Phosphor. Es war oft ein heftiges Streiten. „Ihr werdet mir meinen Acker und meine Wiesen noch zu Schaden richten.“

„Der Erfolg spricht doch für uns,“ meinte Axel Wrangel.

„In diesem Jahr — gewiß. Vielleicht auch fünf oder zehn Jahre. Aber auf die Dauer kann ich an diese industrialisierte Landwirtschaft nicht glauben. An dieses Hetztempo. Ihr vergiftet den Boden.“

„Nein, wir führen ihm zu, was er braucht.“

„Ach, ihr Kinder. Immer große Worte. Der Acker ist wie eine Menschenseele. Wer was von ihm ernten will, muß ihn lieb haben. Nicht ihn zur Frucht zwingen wollen. Mit künstlicher Beregnung, Wrangel, schaffst du es auch nicht; es muß vom Himmel regnen. Der liebe Gott weiß schon, warum er es manchmal lange trocken sein läßt. Seht 'mal, so eine forcierte Liebe ist doch auch nichts, die brennt lichterloh und ist Strohfeuer. Mit einemmal ist sie aus. So ist es auch mit euern Phosphaten. Wo ihr einen Haufen hingeworfen habt, schießt es mächtig in den Halm, aber die Aehren sind leer.“

„Man muß das Maß eben kennen. Muß sie mit Verstand anwenden.“

„Mit Verstand. Das ist wieder so ein großes Wort. Herz, Kinder, Herz. Hast du denn die Carla mit Verstand umworben, Axel? Na siehst du, nun schüttelst du den Kopf. Christof, ich sage dir, wenn du in deinem Leben 'mal ein Herz findest, das nichts weiter ist als Herz, ohne Verstand, ohne Maß, ohne Berechnung, dann greif zu, mein Junge. Auch wenn du dir selbst noch nicht ganz sicher bist. Wenn wir Männer nämlich eine Frau finden, die u n s liebt, wirklich liebt, dann ist das etwas so Großes, daß wir ganz von allein wieder lieben lernen. Das wirst du auch noch merken, Axel, gerade bei meiner Carla. Wir Männer sind ja ganz kleine Anfänger in der Liebe. Groß sind nur die Frauen in ihr. Die opfern sich besinnungslos, die geben sich restlos. Und wehe dem Mann, der dieses Opfer verkennt, sich um diese Gabe selbst betrügt.“

Sie schwiegen. Bis der Alte sagte: „Wirf noch ein Scheit in den Kamin, Christof.“ Und dann, als die Flamme neu hochschlug: „Aus dem Herzen muß aber die Liebe kommen und nicht aus den Sinnen. Sonst sind die Aehren nachher taub. Wie mit den Phosphathaufen ist es dann. Ja.“ Er trank sein Glas leer, strich sich durch den weißen Vollbart und stand auf.

„So, nun wollen wir schlafen gehen. Morgen abend will ich mal zur Golzenauer Forst herausfahren. Ich glaube, ich habe in diesem Jahr hier noch die ruhigste Hand und das klarste Auge.“

Und wirklich: am nächsten Abend lag der Kapitale auf der Decke.

Großvater brachte ihn hinten auf dem Wagen mit heim. Der Förster und der Kutscher hatten ihn am Wildacker heraufgewuchtet. Jetzt wurde er vor dem Portal im Schloßhof niedergelegt. Langermann entzündete eine Fackel, und der Jäger blies sein: „Hirsch — tot“. Es hallte von den hohen Wänden zurück.

Christof stand im Torbogen. Er sah auf das Geweih. Ein Kronenvierzehnender. Er kannte ihn, er hatte ihn oft genug beobachtet.

Auch an jenem Abend, als sie durch die Felder zurückgegangen waren. Er und Ruth. Und dann hier an der Tür gestanden hatten.

Lieblicher Gottesgedanke
Vom dritten Schöpfungstag.

Zwei Tage später reiste Christof nach Berlin zurück. Zur Josephinenstraße.

Irgendetwas war in Golmitz für ihn erloschen. Er fühlte sich nicht mehr wohl dort.

Carla war nach Königsberg gefahren. Sie wollte den Umzug der Schwiegermutter einleiten helfen. Die alte Baronin Wrangel zog nach Berlin. Mit unendlichen Schwierigkeiten hatte sie auf dem Tauschwege eine Wohnung in der Nähe der Josephinenstraße gefunden. Während des Ueberganges sollte sie im Falkenberghaus wohnen. Platz genug war ja da.

Anna fühlte sich tagsüber einsam, sie lebte nur noch den Abendstunden entgegen. Wenn die Dämmerung gefallen war, saß sie oben in ihrem Zimmer und lauschte, bis die Hupe des Zimmerschen Autos klang. Dann eilte sie an eins der Vorderfenster, sie mußte die Strahlenbündel der Scheinwerfer sehen, mußte beobachten, wie Bretthauer die Flügel des Schmiedegitters öffnete. Ueber der Vorfahrt brannte die Birne. Zwei Gestalten stiegen aus dem Wagen: der Geheimrat und Hermann. Nur die Schatten konnte Anna erkennen; aber sie wußte nun doch: er war da, er war drüben. Und dann kämpfte sie jeden Abend den gleichen Kampf: rufe ich noch bei Ruth an, ob ich zu ihr kommen darf? Kann ich schon wieder zu Zimmers gehen? Kämpfte ein Weilchen, und lief dann doch zum Telephon. Meist war das Eulchen am Apparat. „Aber natürlich können Sie kommen, Komteßchen, wir haben nichts vor. Ruth wird sich sicher freuen.“ — „Ich bin jetzt immer so allein, Eulchen, Carla ist doch fort und Christof ist doch immer in Golmitz.“ — „Kommen Sie nur, Kindchen, ich weiß ja Bescheid.“

Dann saßen sie drüben in Ruths rotem Zimmerchen, und es war wie in Golmitz: sie sprachen von ihren Brüdern, die beiden jungen Mädels, sprachen oder schwiegen sich an, träumten und dachten.

„Soll ich dir Hermann herholen, Aenne?“

„Nein — nein, laß es, Ruth. Er hat sicher zu tun.“

Aber manchmal — und das waren dann Festtage für Anna — saßen sie auch unten in der Halle, saßen im größeren Kreise: Frau von Zimmer, das Eulchen und sie beide. Nicht lange dauerte es und Hermann

fand sich heran, wohl auch der Geheimrat. Geplaudert wurde, die Herren sprachen von geschäftlichen und technischen Dingen. Bis Ruth aufstand: „Ach, Mama, komm doch einen Augenblick mit zu mir herauf.“ Immer fand sie einen andern Grund, die Mutter fortzuziehen, und immer verschwand bald darauf auch das Eulchen: „Ich habe noch in der Küche zu tun, Herr Geheimrat.“

Der Geheimrat nickte der lieben alten Eule einen Gute-Nacht-Gruß zu und wandte sich zu Aenne: „Kindchen, langweilen wir dich auch nicht mit unsern ewigen Bau-Gesprächen?“

Anna schüttelte den blonden Kopf. „Nicht im geringsten, Onkel Zimmer.“ Sie rückte näher an Vater und Sohn heran, und bald nahm sie teil am Gespräch, fragte und ließ sich erklären und fragte wieder, fragte gescheut; sie hatte manchmal ihre eigenen Ideen, die gar nicht töricht waren.

Mehr als einmal sah Hermann erstaunt auf, sah sie an. Sie saß in dem tiefen Klappstuhl vornübergebeugt, die Unterarme auf den Knien, die blauen Augen voll Aufmerksamkeit, das Gesicht im Eifer des Hörens leicht gerötet. Es lohnte sich schon, sie anzusehen. — Wenn Hermann einen Plan oder eine Skizze vor sich hatte, streckte sie wohl auch plötzlich den Arm aus, einen wohlgeformten, rundlichen Arm, auf dem der leichte Flaum der Blonden fast silbern glänzte und ihre kleine Hand fuhr über das Papier.

Ein bißchen Berechnung war wohl anfangs dabei gewesen, Berechnung, deren sich Anna wirklich geschämt hatte, aber Ruths Mahnung: „Mach dich niedlich, stelle dein Licht nicht unter den Scheffel“, hatte ihr im Ohr gelegen. Jetzt war diese Berechnung lange verflogen, jetzt war natürliches Interesse und natürlicher Eifer in ihr wach.

Das fühlte der Geheimrat. Und so kam es, daß er zu Hermann sagte: „Na, Junge, dann hole doch noch den Aufriß von Blatt IV; den müssen wir Anna wohl auch zeigen.“ Und Hermann ging. Der Geheimrat aber sprach mit ihr weiter, ganz ernst, ganz sachlich. Und dann streckte er seine Hand aus und streichelte einmal — wie zufällig — über Aennes Unterarm. —

(Fortsetzung folgt)

Der Antrag

Von Wolfgang Federau

Eigentlich war Herr Pohlmann nicht recht geeignet für den Beruf, in den er mehr durch Fügung und Schicksal als durch eigenen Wunsch hineingeraten war. Er war ein etwas weicher Mensch — und die Machtfülle, die ihm sein Posten gab, die Möglichkeit, ja Notwendigkeit, selbständig in Fragen Entscheidungen zu treffen, die für das ganze weitere Schicksal eines Menschen von ausschlaggebender Bedeutung werden konnten, belud seine Schultern mit einer Verantwortungslast, die ihn eher bedrückte als mit Stolz erfüllte.

Und ihm, ausgerechnet ihm mußte nun die Geschichte mit dem Kaufmann Rowson geschehen. Der kam am letzten Sonnabend zu ihm und trug ihm sein Ansinnen vor.

„Es geht nicht,“ hatte Pohlmann geseufzt. „Wirklich, ich hätte Ihnen gern eine angenehmere Auskunft gegeben. Aber es geht beim besten Willen nicht. Die Gesetze sind dagegen, verstehen Sie. Natürlich können Sie Ihren Antrag abgeben, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich ihn mit größter Sorgfalt prüfen werde. Aber es besteht nicht die geringste Aussicht, daß der schriftliche Bescheid anders ausfallen wird, als die mündliche Auskunft, die ich Ihnen eben erteilt habe.“

Herr Rowson war mit einigen gemurmelten Worten gegangen — er hatte sich nicht aufgeregt, er hatte nicht auf die Behörden geschimpft, auf die Beamten nicht und nicht auf die Gesetze schlechthin. Hatte sich wirklich in jeder Beziehung manierlich benommen.

Und Pohlmann hatte ihn und seinen Antrag sehr rasch vergessen, in den folgenden Stunden — was niemanden in Erstaunen setzen darf, der bedenkt, wieviel Antragsteller täglich Herrn Pohlmanns Dienstzimmer betraten.

Dann war ein Sonntag gekommen, an dem Pohlmann sich restlos seiner Familie gewidmet hatte. Das war für ihn seit jeher die beste Erholung, die vollkommenste Ausspannung von den Mühen und Sorgen und Plackereien des Alltags.

Aber am Montag — ja, am Montag bekam die Welt mit einem Male ein anderes Gesicht. Gleich am Morgen — er hatte kaum den Hut an den Nagel gehängt und den Platz an seinem Schreibtisch eingenommen — da klingelte das Telephon. „Nanu?“ dachte Pohlmann, den Hörer abnehmend. „So früh am Morgen?“

Eine unbekannte Stimme meldete sich, eine Frauenstimme. „Hier ist Frau Rowson,“ sagte die Stimme aufgeregt und ungeduldig. „Ich wollte um Auskunft bitten, ob mein Mann am Sonnabend bei Ihnen vorgesprochen hat?“

Rowson? Rowson? Herr Pohlmann mußte sich erst besinnen. Er hatte sehr viel Publikum abfertigen müssen, am Sonnabend, mehr als gewöhnlich.

„Ja,“ sagte er endlich, da er sich des Zusammenhanges erinnerte. „Und was haben Sie meinem Mann gesagt, auf seinen Antrag hin?“ wollte die Frau am anderen Ende der Leitung wissen.

„Ich sagte ihm, was ich ihm sagen mußte,“ erwiderte Pohlmann sehr höflich. „Daß der Antrag Ihres Gatten keine Aussicht auf Genehmigung hätte, daß er sich keinerlei Hoffnungen hingeben dürfte, da der klare Wortlaut der Gesetze solchem Vorhaben entgegenstünde.“

„Das also haben Sie ihm gesagt,“ wiederholte die Frau. „Und wissen Sie, was geschehen ist?“

„Was denn?“ fragte Pohlmann, noch immer ahnungslos.

„Er ist nicht zurückgekommen,“ schrie die Frau. „Seit Sonnabend früh ist er nicht nach Hause gekommen. Ins Wasser ist er gegangen, das Leben hat er sich genommen, bestimmt. Und Sie — Sie sind daran schuld.“

„Ich?“ wehrte sich Pohlmann empört, ohne doch verhindern zu können, daß es ihm gleichzeitig kalt über den Rücken rieselte. „Ich habe Ihrem Gatten doch nur die Rechtslage erklärt, ihm nur gesagt, was ich ihm sagen mußte.“

„Es kommt darauf an, wie man etwas sagt,“ erwiderte die Frau. „Ich verbitte mir solche indirekten Vorwürfe,“ erregte sich Pohlmann. „Ich habe Ihren Gatten in wohlwollendster und höflichster Form über alles, was mit der Angelegenheit zusammenhängt, unterrichtet. Und . . .“ „War ein Zeuge bei der Besprechung?“ fragte die Frau. „Ich brauche keine Zeugen,“ brüllte Pohlmann ins Telephon. „Mein Zeuge ist mein gutes Gewissen. Und wenn jeder, der mit seinen Anträgen von mir abgelehnt wird, gleich ins Wasser gehen sollte, und wenn ich dafür verantwortlich gemacht werden sollte, wo ich nur tue, was mir mein Amt, was mir das Gesetz vorschreibt, so wäre ich ein Massenmörder.“

„Sehr bezeichnend,“ erwiderte die Stimme, und sie hatte jetzt einen eisigen Klang, „daß Sie sich noch zu solchen Scherzen veranlaßt fühlen, in einem derartigen Augenblick.“

„Ich scherze nicht!“ schrie Herr Pohlmann und knallte den Hörer auf die Gabel. „Unverschämtheit,“ brummte er vor sich hin und versuchte, sich an seine Arbeit zu machen. Aber es blieb bei dem Versuch. Immer mußte er an Herrn Rowson denken, der ins Wasser gegangen war.

Er vertrödelte ein paar Stunden, ohne die Kraft zu intensiver Arbeit zu finden. Und gerade als er, einigermaßen wenigstens, sein seelisches Gleichgewicht zurückgefunden hatte, kam jemand, der sich als Doktor Pleger vorstellte. „Ich bin der Schwager von dem vermißten Rowson,“ sagte er sehr liebenswürdig. „Meine Schwester hat heute morgen am Telephon sich vielleicht nicht ganz korrekt benommen — halten Sie das bitte ihrer Aufregung zugute. Sie werden verstehen, daß wir ernsthaft besorgt sind. Und ich wollte Sie nunmehr bitten, uns Ihre Eindrücke über meinen Schwager zu schildern. Sie sind schließlich“ — und er machte eine bedeutungsvolle Pause — „ja, schließlich sind Sie der letzte Mensch, der den Aermsten lebend gesehen hat.“

Pohlmann schilderte seine durchaus dürftigen und wenig aufschlußreichen Eindrücke, und der Besucher empfahl sich mit überströmender Liebenswürdigkeit. „Es braucht ja noch nicht

unbedingt das Schlimmste befürchtet zu werden," sagte er. „Immerhin . . ."

Pohlmann ging hinüber zu seinen Kollegen, schilderte ihnen den Vorfall. Er brauchte jemanden, der ihm recht gab, der ihm bestätigte, daß er pflichtgemäß gehandelt hatte. Alle bestätigten es ihm — und er hatte gewiß nichts anderes erwartet. Aber gerade deshalb konnte ihm diese Bestätigung seiner Korrektheit keine wirkliche Beruhigung verschaffen.

Es war ein schlechter Wochenbeginn, und es wurde schlimmer, als er zwei Tage später in der Zeitung die Vermißtenanzeige las, als er sie abends im Lautsprecher als Nachricht vom Polizeifunk hörte. Im Büro saß er vergrübelt und in trostloser Stimmung herum, und zu Hause hatte er Mühe, seine Verstimmung oder doch wenigstens die Ursache dieser Verstimmung und ewigen Unruhe zu verbergen.

Pohlmann ergriff begierig jede Gelegenheit, sich dem sorgenden, fragenden, gequälten Blick seiner Frau zu entziehen. Innerhalb weniger Tage änderte er vollkommen seine bisherige Lebensweise. Die Heimkehr nach anstrengendem Dienst hörte auf, eine Lockung zu sein — das Bewußtsein, vor seiner Frau etwas verbergen zu müssen, die Ueberzeugung dabei, es nicht zu können, machte ihn unstät und ruhelos. Unter fadenscheinigen Begründungen entfloh er seinen vier Wänden, saß in Cafés und Bierstuben herum und zergrübelte sein Hirn ergebnislos mit der ewig gleichen Frage: Habe ich Schuld an dem Untergang Rowsons oder nicht?

Bis er eines Abends, zu Beginn der folgenden Woche, in einer kleinen Kneipe eben jenem Rowson begegnete. Der saß dort, ziemlich verwahrlost in seinem Aeußeren, aber sonst quicklebendig, und spielte mit zwei höchst fragwürdigen Leuten siebzehn und vier.

Einen Augenblick nur war Pohlmann im Zweifel. Wirklich nur einen Augenblick. Ganz plötzlich sprang er auf, stürzte sich wie ein Berserker auf den Ahnungslosen, maßlos Ueberraschten und brüllte ihn an:

„Also so nimmt man sich das Leben? Da läßt man sich als vermißt suchen und hockt statt dessen in den Kneipen herum? Läßt es zu, daß unschuldige Menschen, daß korrekte Beamte als Mörder bezeichnet, daß ihnen mehr oder weniger deutlich die Schuld an Ihrem Tode zugeschrieben wird. Sie sind ja — ach . ."

Dann übermannte ihn die Wut, mit beiden Fäusten packte er den Entsetzten, ja er klammerte mit würgenden Händen den Hals des anderen und hätte ihn vielleicht getötet, wären nicht die Umsitzenden dazwischen gesprungen.

Es dauerte lange, bis Rowson sich einigermaßen erholt hatte. Bis er den ganzen Vorgang und die tieferen Zusammenhänge begriff. „Verzeihung," sagte er ganz, ganz leise. „Das alles lag gewiß nicht in meiner Absicht. Ich hatte meiner Frau versprochen, die Genehmigung zu erhalten, und da es mißlang . . . Wissen Sie, wenn meine Frau Ihre Frau wäre, Sie wären auch nicht zurückgekommen!"

Büchertisch

Robert Hohlbaum: „Stein. Der Roman eines Führers." In Leinen gebunden M. 5.80. Verlag Albert Langen—Georg Müller in München. 1934.

Mit den reichen Mitteln einer bezwingenden Sprach- und Darstellungskraft beschwört Robert Hohlbaum in seinem Roman die erschütternde und einschneidende Zeit deutscher Erniedrigung unter napoleonischer Fremdherrschaft und, in ihrem Brennpunkt, die ragende Gestalt eines der Größten unserer neueren Geschichte, die leidenschaftlich-deutsche Persönlichkeit des Reichsfreiherrn vom Stein.

Das preußische Heer ist geschlagen und zertrümmert, schutzlos ist das Land der Willkür der fremden Besatzung ausgeliefert, hilflose Verzagtheit herrscht in den Aemtern und Verwaltungen, in dumpfer Verzweiflung lebt das geknechtete und von maßlosen Kontributionen ausgesogene Volk: der Untergang Preußens, das Schicksal Deutschlands scheint besiegelt. In atemloser Spannung erleben wir den heldenhaften Kampf des einen unbeugsamen Mannes; der die mitreißende Macht eines unerschütterlichen Willens einsetzt zur Befreiung und Einigung seines Volkes.

An ihm zeigt es sich, daß in Notzeiten des Vaterlandes nicht der Mann ausreicht, der seine Pflicht tut, seinen Instruktionen folgt und stets abhängig bleibt vom Urteil der höheren Instanz — sondern daß allein der bedingungslose Einsatz der ganzen Persönlichkeit den Bann zu brechen vermag. Nur wer es wagt, allein der Stimme des Gewissens zu folgen, kann Führer in Zeiten der Not sein. Um ihn sammeln sich die tätigen Geister der Zeit, die unermüdlichen Helfer am Erneuerungswerk: Scharnhorst, Gneisenau und Arndt, der alte Blücher, Humboldt und Hardenberg — eine Fülle von Gestalten, Geschehnissen und Bildern ziehen vor dem Auge des Lesers vorbei und läßt die Spannung und Anteilnahme nicht abreißen bis zum erlösenden Schluß. Es hat seinen tiefen Sinn, daß es ein aus Sudetendeutschland stammender Dichter ist, der diesen „Roman eines Führers" geschrieben hat. Aus der Sehnsucht nach wahrer Volksgemeinschaft und echtem Führertum ist dies Buch geboren, das uns nicht nur deshalb so unwiderstehlich packt, weil es hier, damals wie heute, um die Wiederaufrichtung und den inneren Neuaufbau des zu Boden liegenden deutschen Volkes geht, sondern vor allem deshalb, weil die Gestalt Steins uns zum unvergänglichen Vorbild und zum Beweis dafür wird, was ein einzelner durch gläubige Tatkraft zu vollbringen vermag — einer feindlichen Welt und allem dumpfen Widerstand zum Trotz.

Hans Heinrich Ehrler: „Die drei Begegnungen des Baumeisters Wilhelm." Roman. In Leinen gebunden M. 5.50. Broschiert M. 4.50. Albert Langen—Georg Müller Verlag. München. 1934.

Dieses rührende Buch schuf ein echter Dichter, dem es ernst ist mit seiner Verantwortung vor dem Schicksal der Gesamtheit. Der Schwabe Hans Heinrich Ehrler nimmt in seinem Gesamtwerk die hohe Ueberlieferung der deutschen Klassik und Romantik bewußt auf; sein neues Buch, das er nach längerem Schweigen seinem Volke schenkt, wuchs auf eben diesem Boden einer sicheren Ueberlieferung, bringt aber darüber hinaus eine lebendige Auseinandersetzung mit unserer Gegenwart. Ehrler gestaltet in den „Drei Begegnungen des Baumeisters Wilhelm" den Lebensweg eines suchenden jungen Menschen, seine Entwicklung vom Jüngling zum Mann — und zugleich Krisis, Katastrophe und beginnenden Aufbruch unserer Zeit. Innere Leuchtkraft gewinnt die Dichtung durch den ruhenden Hintergrund einer religiös-metaphysischen Ordnungswelt, wie sie dem christlichen Glauben sich darstellt.

Durch die ständige Bezogenheit auf eine höhere Wertwelt wird das zunächst einfach und ein wenig entlegen scheinende Geschehen zu besonderem Rang emporgehoben. Was dem jungen Baumeister Wilhelm geschieht: daß er einem holden und reinen jungen Mädchen gegenüber schuldig wird durch rauschhaftes Sich-Verlieren an eine andere, eine reife, sinnenfrohe Frau — und daß er, dann geläutert auf den Schlachtfeldern des großen Krieges, wiederum einem edlen jungen Mädchen sich versagen muß und so dreimal Schuld auf sich lädt, das will verstanden sein als dichterisches Symbol für die Schuld eines ganzen Zeitalters. Die ursprüngliche Ordnung, die Klarheit und Reinheit des Verhältnisses junger Menschen ist gestört. Nur durch Opfer und Verzicht kann diese Schuld gesühnt werden. Am kleinsten Punkt fühlt sich Wilhelm mitschuldig an der Unordnung, worein die Welt geraten ist. Er kommt zur Einsicht, daß das eigentlich Heroische die Hinnahme der Ordnung, der Zucht ist, und daß seine Bauwerke erst dann wieder groß und in sich ruhend sind, als er dem größeren Werk dient.

Es ist ein schönes Buch, dessen bewegtes Geschehen doch im Letzten auf einem stillen Grunde ruht, das auch den Leser hinführt zu stiller Besinnung. Wie eine edle Melodie umfängt die gehobene Sprache des Dichters, die den feinsten Schwingungen der Seele nachgeht, seine Gestalten und macht das Mitleben an ihren Schicksalen zu einem weit über eine gewöhnliche Romanlektüre hinausgehenden Genuß.

Fröhliche Ecke

Der Postsekretär Kabitz hat, während er frühstückt, eine Zeitungsanzeige gefunden, die sein Antlitz erstrahlen läßt. Er zeigt das Blatt dem Kollegen Piffel. „Da — lesen Sie mal!"

Piffel fängt an zu lesen: „Für mein Mündel, das in drei Monaten volljährig wird, wünsche ich als Gatten einen Herrn von gutem Herkommen, abgeschlossener Bildung und angenehmem Charakter. Die junge Dame, eine blonde Schönheit, wird in den Besitz eines großen Industrieunternehmens gelangen, außerdem über ein Barvermögen von 4 Millionen Mark verfügen, hat keine Verwandten — —"

Der Kollege Piffel läßt das Blatt sinken. „Das geht doch mich nichts an. Und Sie doch auch nicht. Wir sind doch beide längst verheiratet. Und außerdem — — —"

„Darum handelt es sich doch gar nicht, bester Kollege! Aber bedenken Sie — — welche Massen von Briefen werden da geschrieben werden. Da kommt doch was Nettes an Porto ein."

*

„Ist Ihr Sohn denn musikalisch?"

„Ganz außerordentlich! Was der auf der Geige alles macht! Eine Katze und einen Hund macht er Ihnen täuschend nach."

„So? Kann er auch einen Geigenspieler nachmachen?"

*

Beim Barbier. „Warum wollen Sie sich nicht mehr von meinem Gehilfen rasieren lassen?"

„Zu gefährlich, Meister! Der Bursche ist verliebt und summt fortwährend vor sich hin ‚Ich schnitt es gern in alle Rinden ein'."